



Zu viel versprochen

Aus Hochschule und Forschung:
Das Deutschlandstipendium kommt nur langsam in die Gänge

Das Deutschlandstipendium geht ins fünfte Jahr. Grund zu feiern gibt es wenig, bleibt es doch weit hinter den Erwartungen zurück. 22 500 Stipendiaten wurden vergangenes Jahr gefördert. Das sind zwar 14 Prozent mehr als im Vorjahr, aber nur 0,84 Prozent aller Studierenden. Im von Union und FDP 2010 durchgesetzten Stipendienprogrammgesetz wurde dagegen eine Höchstförderquote von acht Prozent als Ziel ausgegeben. »Das Stipendium ist ein klarer Misserfolg«, sagt Kai Gehring, hochschulpolitischer Sprecher der Grünen-Bundestagsfraktion. Er verlangt seit Jahren die Abschaffung des »Ladenhüters«.

Das Deutschlandstipendium ist für besonders begabte oder engagierte Studenten einer Hochschule gedacht. Diese sollen mindestens ein Jahr lang mit 300 Euro pro Monat unterstützt werden, unabhängig vom Einkommen der Eltern. Der Bund zahlt die Hälfte, die andere muss die Hochschulleitung von privaten Geldgebern einwerben. Das aber fällt vielen Hochschulen schwer.

Der Bundesrechnungshof deckte vor zwei Jahren ein eklatantes Missverhältnis zwischen Aufwand und Ertrag auf. 2011 wurde fast jeder zweite Euro des Stipendienprogramms nur für dessen Durchführung ausgegeben: für Informationsmaterialien etwa, oder um private Förderer zu finden. 2012 betrug dieser Anteil an den Gesamtausgaben 29 Prozent. In diesen Jahren erhielten nur 0,25 beziehungsweise 0,6 Prozent der Studierenden ein Deutschlandstipendium. Ein Großteil der eingeplanten Bundeshaushaltsmittel wurde Jahr für Jahr nicht abgerufen. Die Hochschulen beklagen den hohen Aufwand. Horst Hippler, Vorsitzender der Hochschulrektorenkonferenz, verlangt eine Erhöhung der Verwaltungspauschale, ansonsten ließen sich »keine nachhaltigen Strukturen an den Hochschulen etablieren, die einen Ausbau des Programms ermöglichen«.

Die Kritik, das Deutschlandstipendium würde vor allem den ohnehin Bessergestellten zugutekommen, trifft laut Bildungsministerium jedoch nicht zu. Der Anteil der Bafög-Empfänger unter den Stipendiaten spreche mit 22 Prozent weitgehend dem Durchschnitt aller Bafög-beziehenden Studierenden – nämlich 24 Prozent. Vergleichsweise viele Stipendiaten besuchten Fachhochschulen, deren Studenten oftmals aus Nichtakademikerhaushalten stammten.

Das schlechte Image des Stipendienprogramms liegt vor allem an den allzu großen Versprechen, die im Vorfeld seiner Einführung gemacht wurden. Die damalige Bundesbildungsministerin Annette Schavan (CDU) beschwor 2010 gleich eine neue Stipendientradition in Deutschland herauf und gab dabei jene unrealistischen acht Prozent als Ziel aus.

Das wurde inzwischen auf zwei Prozent heruntergeschraubt. Und mit ein wenig Geduld dürfte wenigstens diese Zielmarke zu erreichen sein. ANDREAS CLASEN

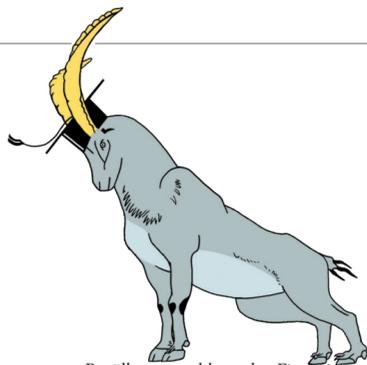
Gut zu wissen

1. Die 5000-Euro-Frage

»Was heißt und zu welchem Ende studiert man Rechtswissenschaft?« Das ist die Leitfrage eines Preisausschreibens, das die Fakultät für Rechtswissenschaft der Universität Regensburg und ihr Alumniverein Juratisbona veranstalten. In einem Aufsatz müssen die Teilnehmer mindestens einen der folgenden Gesichtspunkte behandeln: Was ist Recht? Was ist die Wissenschaft vom Recht? Was ist das Ziel einer rechtswissenschaftlichen Ausbildung? Beteiligen kann sich jeder, der Jura studiert oder bereits abgeschlossen hat. Einsendeschluss ist der 17. Juli 2015. Das Preisgeld beträgt 5000 Euro. http://bit.ly/jura_preis

2. Stipendien für Asien

Studenten, Absolventen und junge Berufstätige können mit der Deutschen Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) und dem Heinz Nixdorf Programm ein viermonatiges Praktikum in Asien absolvieren. Die Teilnehmer sollen dort Praxiserfahrung und Marktkenntnisse sammeln. Die Bewerbungsfrist endet am 30. September 2015. http://bit.ly/asien_giz



Bevölkerungszahl an der Finanzierung beteiligen. Anfang der Woche forderte die CDU/CSU-Fraktion die Länder auf, den Tenure Track nicht mehr wie bislang mit der niedrigeren Gehaltsstufe W1 eines Juniorprofessors zu koppeln.

Über das Ziel des Tenure Track herrscht weitgehend Einigkeit. Das Modell soll außerdem gute Leute aus dem Ausland zurückholen. Leute wie Jan Lipfert, der Physikprofessor auf Probe. Kurz vor 9/11, da war er 24, entschied er, nicht weiter in Heidelberg zu studieren, sondern in die USA zu gehen. Lipfert, ein großer Typ mit Poloshirt und dem Kreuz eines Football-Spielers, schwärmt vom Spirit des Silicon Valley und vom amerikanischen Hochschulsystem, in dem eine langfristige Karriereplanung besser möglich sei. Nach seiner Promotion in Stanford zog Lipfert in die Niederlande zu seiner Freundin. Aber er sagt: »Hätte ich nur für mich allein entschieden, wäre ich in den USA geblieben.«

Traditionell kennt das deutsche Hochschulsystem keine Professur in spe. Wenn ein Professor in den Ruhestand geht, wird seine Stelle ausgeschrieben und neu besetzt. Der Tenure Track ist eine Art vorgezogene Ernennung, meist sechs Jahre bevor der alte Hochschullehrer ausscheidet. Die Uni ist so nicht nur gezwungen, sehr langfristig über die zukünftige Ausrichtung der neuen Professur nachzudenken. Sie muss für die sechs Jahre des Übergangs auch einen zusätzlichen Professor bezahlen – der im Stellenplan nicht vorgesehen ist. In der Regel entscheidet eine Kommission nach drei Jahren und noch einmal im Laufe des sechsten Jahres, ob sich der Nachwuchswissenschaftler bewährt hat.

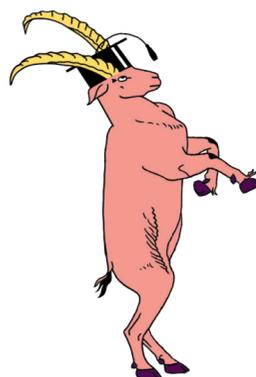
Die Arbeit von Jan Lipfert wird also an der LMU genau beobachtet. Forscht er genug? Wie viele Drittmittel wirbt er ein? In welchen Fachmagazinen veröffentlicht er seine Erkenntnisse? Wie ist seine Lehre? Nur wenn er gut genug ist, bekommt er den Posten. Die Chancen, dass er übernommen wird, stehen gut. An der LMU heißt es: »Es kommt kaum vor, dass wir jemanden nicht übernehmen.« Das berichten auch andere Universitäten. Jan Lipfert sagt: »Schwieriger war es wohl, den Tenure Track zu bekommen.« Und wenn es doch nicht klappt? Jürgen Mlynek, der Präsident der Helmholtz-Gemeinschaft, sagt: »Natürlich ist es für die Betroffenen ein Einschnitt, nicht übernommen zu werden. Deshalb ist es wichtig, einen Plan B zu haben, der auch Arbeitsmöglichkeiten außerhalb des Wissenschaftssystems zulässt und genauso erfüllend sein kann.« Eine klare Ansage ist für viele besser, als endlos darauf zu warten, dass es doch noch klappt.

Eigentlich sollte es für die besten Nachwuchswissenschaftler längst eine Lösung geben. Juniorprofessur heißt sie und wurde unter der ehemaligen Forschungsministerin Edelgard Bulmahn eingeführt. 6000 Nachwuchsstellen waren geplant, geschaffen wurden bislang 1600. Die meisten Juniorprofessoren sind nicht unzufrieden mit ihrer Position. Nur über eine sichere Perspektive verfügen sie nicht. Nach sechs Jahren droht die Zwangsentlassung. Denn nur die wenigsten Juniorprofessuren werden mit der Aussicht auf eine Dauerstelle ausgeschrieben. Aus der noch unveröffentlichten Studie vom Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg und dem Centrum für Hochschulforschung geht hervor, dass Ende 2012 nur 15 Prozent der Juniorprofessoren einen Tenure Track hatten. Die Gründe dafür sind unterschiedlich.

In Leipzig etwa fehlt das Geld. 24 Stellen muss die Uni Leipzig pro Jahr bis Ende 2016 sparen. »Ich kann keinen Tenure Track versprechen, wenn ich nicht weiß, ob ich die Stelle nicht bald wieder streichen muss«, sagt Uni-Rektorin Beate Schücking. In München dagegen klappt das Modell auch deshalb so gut, weil die Unis – dank Mitteln aus der Exzellenzinitiative und auskömmlicher Überweisungen aus dem Wissenschaftsministerium – finanziell besser ausgestattet sind. Sie können es sich leisten, Stellen doppelt zu besetzen und zusätzliche Büroarbeitsplätze einzurichten.

Das fehlende Geld ist nicht der einzige Grund, warum viele Hochschulen mit den Tenure Tracks fremdeln. Univerwaltungen scheitern offenbar auch an der Personalplanung. Auf die Frage, was so kompliziert sei bei der Einführung, antworteten zwei Unis: »Weil circa sechs Jahre im Voraus Stellen identifiziert werden müssen.« Gemeint ist: Man muss rechtzeitig wissen, welcher Professor in den Ruhestand geht, und entscheiden, ob sich dessen Stelle für einen Tenure Track eignet. Andreas Keller von der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft glaubt, dass etwas anderes dahinter steckt: »Die Unis wollen sich nicht festlegen, sondern sich möglichst lange alle Optionen offenhalten.« Der Tenure Track macht Fakultäten unflexibel.

Peter-André Alt, Präsident der Freien Universität Berlin, ist deshalb gegen das Modell. Er sagt: »Mit Tenure Track würden wir uns einengen.« Alt will es seinen Fakultäten überlassen, ob sie lieber einen etablierten Professor einstellen oder einen jungen Kol-



Macht es ihnen nicht so schwer!

Der steile Weg nach oben

Die Probe-Professur des Tenure Track sollte jungen Forschern Sicherheit und Perspektive bieten. Doch das System funktioniert noch nicht

VON LEONIE SEIFERT

Bevor Jan Lipfert das Jobangebot aus München bekam, war sein Leben noch einfach. Der Deutsche wohnte zusammen mit seiner Familie in Den Haag, zur Arbeit fuhr er mit dem Rad, links die Kühe, rechts der Kanal, am Feierabend spielte er zu Hause mit seiner kleinen Tochter. Als seine Postdocstelle auslief, schickte Lipfert, 37 Jahre alt und Biophysiker, eine Bewerbung nach München an die Ludwig-Maximilians-Universität (LMU). Er bekam eine Stelle als Physikprofessor. Genauer: Er hat jetzt eine befristete Stelle als Professor, die nach spätestens sechs Jahren zur Dauerprofessur umgewandelt wird. Schon seit Jahren wird über dieses Modell gesprochen. Tenure Track heißt der Karriereweg, der Nachwuchswissenschaftlern endlich eine planbare Laufbahn ermöglichen soll. Das Leben von Jan Lipfert ist jetzt komplizierter als früher, weil er an den Wochenenden in die Niederlande zur Familie pendelt. Seine Karriere ist dafür gesichert.

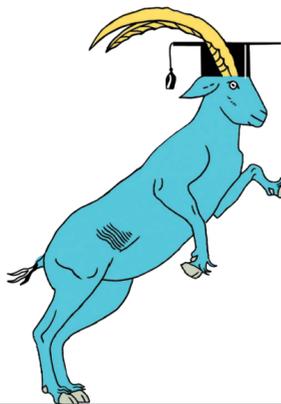
Jan Lipfert sagt: »Das Angebot war einfach so gut, dass ich hierher kommen musste.« Er hat eine Stelle, wie sie viele andere Nachwuchswissenschaftler nicht haben. An der LMU gibt es den Tenure Track, den Pfad zur Daueranstellung, seit der Jahrtausendwende. Etwa 180 Professoren arbeiten dort derzeit auf Probe. Auch die andere Münchner Exzellenz-Uni, die Technische Universität (TUM), will das Modell etablieren und bis 2020 100 solcher Tenure-Track-Stellen schaffen.

Bislang können nur wenige Universitäten in Deutschland mit so einer Jobofferte aufwarten. An der Freien Universität Berlin und an der Uni Leipzig etwa gibt es keinen Tenure Track, an der Humboldt-Uni drei, in Düsseldorf fünf, in Münster zehn, an der RWTH Aachen 11, in Köln 18. Das geht aus einer Umfrage der ZEIT unter 50 Universitäten hervor. 32 schickten uns ihre Antworten. Warum gehen die Hochschulen so unterschiedlich mit den Professorenstellen auf Bewährung um? Wieso tut sich das deutsche Hochschulsystem so schwer mit dem Tenure Track, der ursprünglich in den USA eronnen wurde?

Für Bildungspolitiker und Hochschulexperten ist das Modell die Lösung für ein trotz vieler Reformen ungelöstes Problem: Laut dem Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs liegt der Anteil der Professoren unter den Wissenschaftlern bei weniger als zehn Prozent. Nur 7,8 Prozent haben eine feste Stelle mit vollem Stundendeputat. 90 Prozent der Wissenschaftler sind befristet angestellt und hangeln sich häufig von Kurzzeitvertrag zu Kurzzeitvertrag. Wer am Ende doch eine Professur bekommt, ist im Schnitt schon 41,4 Jahre alt.

Neuerdings nimmt die Debatte an Fahrt auf: Zehntausende Nachwuchswissenschaftler unterschreiben Onlinepetitionen mit Titeln wie »Perspektive statt Befristung« oder »Wissenschaft als Beruf«. Die Koalition hat vereinbart, das Wissenschaftszeitvertragsgesetz, das befristete Verträge in der Wissenschaft erleichtert, zu reformieren. Und die CDU-Bundesbildungsministerin Johanna Wanka sagt: »Das ganze System der Nachwuchsförderung ist in eine Schiefelage geraten.«

Nun hat Wanka eine »Offensive Wissenschaftlicher Nachwuchs« angekündigt. Eine Milliarde Euro möchte sie von 2017 an für zehn Jahre in die Perspektiven junger Forscher stecken und im großen Umfang Tenure-Track-Stellen schaffen. Die SPD nennt schon eine Zahl: 1500 neue Juniorprofessuren sollen mit dem Geld geschaffen werden, alle mit Aussicht auf eine Dauerstelle. Wie das Programm genau aussehen soll, darum ringen Bund und Länder noch. Simone Raatz, die stellvertretende Vorsitzende des Bildungsausschusses im Bundestag, schlägt vor, dass die Länder sich anteilig nach Steueraufkommen und



#

Tenure Tracks – so viele gibt es
Stellen an ausgewählten Universitäten in Deutschland

LMU München: 180 +++ TU München: 47 +++
Universität Köln: 18 +++ Uni Tübingen: 16 +++
Universität Dresden: 13 +++ Uni Göttingen: 12
+++ RWTH Aachen: 11 +++ TU Darmstadt: 11
+++ Uni Münster: 10 +++ Uni Bremen: 9 +++

Universität Konstanz: 8 +++ Uni Freiburg: 8 +++
Uni Erlangen: 8 +++ Uni Bochum: 7 +++
Uni Marburg: 6 +++ Karlsruher Institut
für Technologie: 5 +++ Uni Bielefeld: 5 +++
TU Dortmund: 5 +++ Universität Düsseldorf: 5

+++ HU Berlin: 3 +++ Universität Hannover: 3
+++ Universität des Saarlandes: 3 +++
Uni Potsdam: 3 +++ Universität Mannheim: 2
+++ Universität Hamburg: 0 +++
FU Berlin: 0 +++ Universität Leipzig: 0